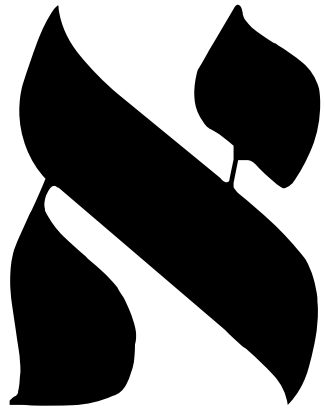


Josef und die Sprache

Von Moshe Sakal



Aleph

In den Jahren, die Lear und ich in einem abseitigen Viertel in Tel Aviv lebten, wohnten wir in einem hellen Appartement, in dem es die meiste Zeit eigentlich ruhig war. Kaum etwas drang durch seine Fenster und Mauern. Jeder der beiden Balkons zeigte in eine andere Richtung. Manchmal zischten Feuerwerkskörper durch

die Luft des Viertels, Freudenbekundungen wegen einer Geburt, einer Hochzeit oder einer Beschneidungsfeier. Gelegentlich fielen auch Schüsse. Einige Minuten später hörte man Sirenen; Polizisten mit Stablampen suchten nach denen, die geschossen hatten.

Ich stand dann meistens auf dem Balkon, beobachtete, wie sie von Haus zu Haus gingen, hinein in die drei- bis vierstöckigen Gebäude und die Treppen hinaufstiegen, ein Eingang nach dem anderen. Die Lichtkegel erschienen erst in den unteren, dann in den oberen Wohnungen. Alles geschah in fast völliger Stille. Manchmal sah ich auch eine polizeiliche Verfolgungsjagd. Polizisten verfolgten den, der den Abzug gedrückt hatte, doch oft war der schon über alle Berge.

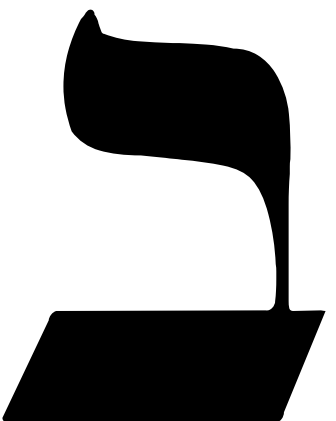
Mitten im Viertel stand ein Haus, in das man lieber nicht hineinging. Man hielt sich besser fern. Das wussten die Polizisten. Das wussten die Bewohner des Viertels. Ein kleines altes Haus, an das sich die Stadtplaner vom Bauamt nicht heranwagten, obwohl es auf einem millionenschweren Grundstück stand und mit angeblich zweifelhaften Genehmigungen gebaut worden war.

Ab und zu konnte man einen Pick-up vor dem Eingang des Hauses halten sehen. Leute stiegen aus, öffneten die Ladeklappe, packten einen Hirsch an seinem Geweih, zerrten ihn über den Gehweg und trieben ihn dann in das Gebäude, wo er sich schlachten lassen sollte.

In den Abendstunden, aber auch tagsüber, hielten Wagen vor demselben Eingang des Hauses, und die jungen Männer der Familie kamen heraus, um den Leuten in den Autos etwas zu übergeben und etwas von ihnen entgegenzunehmen. An der Straßenecke stand ein getarnter Streifenwagen und beobachtete den Hauseingang rund um die Uhr.

Alle wussten davon. Mit der Zeit konnte ich nicht länger weggucken. Wenn ich mich ins Auto setzte und durch die Stadt fuhr, war es, als wäre ich von Einbahnstraßen umgeben. Meine Entfremdung gegenüber dem Ort, an dem ich geboren und großgeworden war, wuchs und wurde chronisch. So kam mir der Gedanke wegzugehen. Ich habe meinen Ort nicht allmählich verlassen, sondern schnell. Wie ein Rasender, wie einer, der von einem Turm springt.

In Berlin schrieb ich dann auf Hebräisch. Dies war nicht das Land der Väter und auch nicht Heimat. „Vielleicht kennen nur die Zugvögel, die zwischen Erde und Himmel hängen, diesen Schmerz der beiden Heimaten“, schrieb die in Litauen geborene hebräische Dichterin Lea Goldberg. Ich meinerseits habe keine Heimat gesucht. In Berlin war ich ein völlig Fremder und habe mich als Fremder unter Fremden zu Hause gefühlt. Wenn ich allein durch die Stadt streifte, mochte ich besonders die großen Wälder und die Bäume, ich mochte diese Jahreszeiten, ich mochte die mit Trägheit gemischte Betriebsamkeit – das Erkennungsmerkmal jeder wirklichen Stadt. Doch als ich begann mit Menschen zu verkehren, spürte ich, dass mir etwas entglitt: fast meine ganze sinnliche Wahrnehmung und damit noch etwas, worauf niemand mich vorbereitet hatte: das Ich, der Urgrund meiner Seele, eben das, was man nur in der Muttersprache sagen kann.



Beth

Eines Tages fand man Josef an einem dieser Orte, und alles, was er herausbrachte, war: Mir ist die Sprache abhanden gekommen.

Als man versuchte, ihn zum Sprechen zu bewegen, sagte er: Ich heiße so und so und bin dann und dann geboren, ich hatte eine Mutter und eine Sprache. Ich wuchs in meiner Sprache auf, wie man aus einem Baumstamm wächst. Ich

lebte in einem Haus, unter dem Haus war ein Stück Erde, und ich wandelte wie ein Erdgeborener auf seiner Erde und war zufrieden mit diesem Platz.

Josef sprach in seiner Muttersprache. In seinem Hals schwebte das Zungenbein; es ermöglichte ihm zu sprechen, es drückte die Wörter nach oben. Josef sprach aus dem Herzen, aus seinem Herzen sprach er, und sagte, was er fühlte. Es drängte ihn, das, was er fühlte in Worten auszudrücken; er wollte ihm irgendwie eine Form geben.

Und wieder sagte er: Mir ist die Sprache abhanden gekommen.

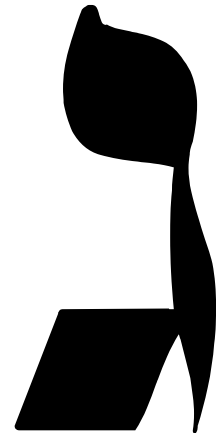
Sie kam mir abhanden, fügte er hinzu, weil ich mich aus dem Stück Erde, wo ich lebte, entwortelt habe.

Nicht wütend, nicht reumütig sagte er das, aber auch nicht wirklich gleichgültig. Eher erstaunt.

Josefs Eltern hatten ihn an dem Ort großgezogen, an dem er geboren war. Sie selbst waren aus einem anderen Mittelmeerraum dorthin gekommen – geographisch nahe und den-

noch unermesslich fern. Mit ihm hatten sie in der Sprache des neuen Ortes gesprochen, doch diese Sprache hatte ihre Gesichtsmuskeln verzerrt, und sie spürten die Anstrengung, in ihr zu reden. Wie jemand, der Erbsen aus einem Sack verliert, jede genau untersucht, die ungenut weg wirft und die guten und schönen behält und benutzt.

Zungenbeine schwebten auch im Hals der Eltern und versetzten sie in die Lage, darüber hinaus auch Laute einer anderen Sprache hervorzubringen, die ihr Sohn nicht verstand. Diese Laute hörte der Sohn, und er sah sie immer klarer vor den Augen, wie die Gestalt eines Berges aus dem Nebel aufragt. So antwortete er den Eltern in deren Muttersprache. Als sie merkten, dass ihre Geheimnisse ihm nicht mehr verborgen waren, entspannten sich ihre Muskeln. Sie atmeten auf.



Gimel

Josef wuchs heran. Über den Ort, an dem er lebte, und über seine Sprache machte er sich keine Gedanken. Er meinte, ahnungslos wie er war, wenn er diesen Ort einmal verlassen würde, werde seine Sprache weiter in seinem Innern murmeln.

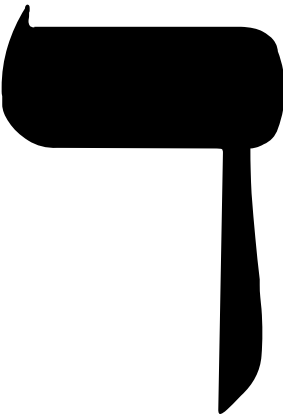
Früher hatte er einmal gehört, die Haut eines Frosches läge so lose über dessen Gliedern, dass man sie abziehen und ihm dann wieder problemlos anziehen könnte. Oft dachte er über die Frösche nach, darüber, dass sie das Festland brauchten, wenn sie im Wasser waren, und an Land nach Wasser lechzten, und er gewann sie sehr lieb.

Seine Gedanken über Dinge, die er nicht kannte, bildeten sich in ihm mit den Wörtern, die er kannte. Doch dieses angestrenzte Nachdenken bereitete ihm Unbehagen. Wenn er sich niederlegte, wanderten seine Beine hin und her, und ihm war, als rumorten die Wasser unter dem Boden. Im Traum brachen die Wasser durch und vertilgten sein Stück Erde, doch seinen Körper trieb es nach oben und in seine Lungen drang Luft.

Josef spürte, dass etwas seine Knochen und Muskeln beutelte, und rief ihnen zu: Steht auf und geht! Er hielt das Ganze für eine rein physiologische Angelegenheit: Ein vom Gehirn – einem Organ des Körpers – gegebener Befehl bewegt die anderen Glieder zu einem bestimmten Ort hin, so wie es jemanden zur Westmauer in Jerusalem zieht oder zur Kaaba in Mekka.

So stand er auf, und so ging er los. Er nahm seine Sprache, er nahm den Krug – das war die Sprache, das waren die Laute und all die Dinge, die Wörter zu etwas machten, was Bedeutung fassen, was Gefühle und Denken ausdrücken konnte.

Als er sein Haus verließ, zerbrach der Krug. Josef hielt das weder für ein schlechtes noch für ein gutes Omen. Er sammelte die Scherben ein und sagte sich: An meinem neuen Ort werde ich sie zu etwas Anderem zusammenfügen.



Daleth

Auf der ganzen Fahrt wurde Josefs Sprache in ihm hin- und hergeworfen, und dieses Gerüttel vermischte sich mit dem Rumpeln der Reise. Er war jetzt unterwegs zu Orten, die er bis dahin nur als Gast gekannt hatte, als jemand, der nur für eine Nacht blieb.

Er kam an dem neuen Ort an und legte die Scherben des Krugs in eine sichere Ecke, wo sie nicht jeder sah.

Plötzlich wurde ihm klar, dass er sich von seinen Eltern keinen Abschiedssegens hatte geben lassen. Vielleicht dachten sie, er mache einen Fehler oder, im Gegenteil, dass er dabei sei, seine Seele zu retten.

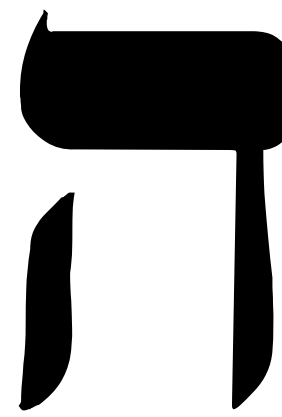
Vielleicht sagt sein Vater sich: Ich habe ihn großgezogen, und er hat mich verlassen.

Vielleicht sagt sich seine Mutter: Er geht an einen Ort, an dem es ihm besser gehen wird.

An seinem neuen Ort fand Josef Ruhe für seine 248 Knochen und 365 Sehnen, doch schon am nächsten Tag entdeckte er voll Staunen, dass ihm seine Wörter nach und abhandenkamen.

Er fühlte sich ausgetrocknet, obwohl das nicht stimmte. Er fühlte seinen Kopf leer, obwohl der äußerst lebendig war. In seinem neuen Haus hätte er Wurzeln schlagen können, aber er fürchtete, dafür sei es schon zu spät.

Und so kauerte er still an seinem Ort.



He

Josef sagte sich: Wo soll ich hin, ohne meine Sprache?

Sein Denken enthielt zu dieser Zeit nicht viel, was man Bewusstsein hätte nennen können. Aber anscheinend war da ein Kern.

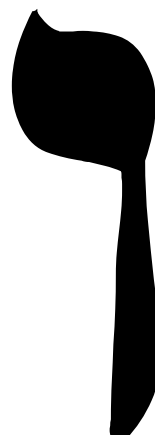
Um sich herum sah er Gesichter, die er nicht kannte. Fremde Sinne: Sehen, Riechen, Hören, Schmecken. Josef aber spürte den gewaltigen

Drang zu berühren. Er streckte die Hände vor sich aus, ging als habe er dort Fühler, als wäre er blind. Er sah, meinte aber, nicht zu sehen; er hörte und wusste nicht, was.

So bewegte er sich durch die Straßen, ein Fuß vor dem andern, streifte durch Parks und am Kanal entlang. Er hob die Nase und sog ihm unbekannte Gerüche ein. Berührte Laternepfähle, Autofenster, Bäume, blühende Bäume in der Stadt und im Wald. Seine neue Stadt war nachts zum größten Teil unbeleuchtet, und dieses vage Dunkel zog ihn an.

Die fremde Sprache rumorte überall um ihn herum, und Josef fragte sich: Werde ich sie je erlernen? Sie war nicht seine Muttersprache, sie lag nicht wie die Hypodermis unter seiner Haut. Allmählich fügten sich die Wörter zu etwas zusammen, zu Gesten, Neigungen, Flächen, zum Ausdruck von Lust. Doch noch immer war das weit von ihm weg. So stand er mitten auf einer Straße, schwachsichtig, kaum riechend, schwerhörig und kaum etwas spürend, und für einen Moment wollte er sich Hose und Unterhose ausziehen. Et was in ihm begehrt. Trotz allem.

Doch vergeblich: Sein Begehren blieb stumm, der Reißverschluss seiner Hose zu.



Waw

Mit der Zeit entzifferten Josefs Ohren die neuen Stimmen. Auch das Dunkel auf den Straßen begann, sich seinen Augen zu entschlüsseln. Seine Füße fanden etwas Halt. Und er wusste gut: Das war nicht sein Platz.

Er freute sich, dass dies nicht sein Platz war, und dennoch lechzte er nach den Landschaften, die er kannte, und nach seiner Muttersprache.

Seine Eltern fehlten ihm wie Gliedmaßen seines Körpers. Da erinnerte sich Josef an die Worte von Konfuzius: Solange die Eltern leben, entferne dich von ihnen nicht. Und ziehst du doch in die Ferne, sag ihnen dein Ziel.

Was aber war sein Ziel? Er konnte es nicht sagen. Sein neuer Ort war für ihn der einzige Ort auf der Welt. Er nahm an, dass in ihm Wünsche ruhmorten, er wusste, dass Begierde in ihm schlummerte. Eines Tages würde sie aufflammen, wenn er ihr nur etwas Brennbares hinwerfen würde. Das Leben erschien ihm als nichts Besonderes und doch auch gewaltig und jenseits von dem, was er fassen konnte.

Seine ganze Welt hatte sich verändert: Da seine Eltern außer Reichweite waren, meinte er, er habe keine Eltern. Da er keine Sprache hatte, dachte er, ihm genüge, was er sehe, höre, atme und taste. Da er kein Ziel und keinen Platz hatte, sagte er sich: Mein Platz, das bin ich.

Mein Platz, das bin ich. Das sagte er sich immer wieder, bis er wirklich daran glaubte wie an die Verkündung der Tora am Berg Sinai.

Josef war nicht glücklich und auch nicht unglücklich. Er war etwas anderes. Er war ein Mensch ohne Sprache in einer neuen Welt. Ruhe fand er nicht, aber er lebte zumindest nicht mehr in dieser Wirrnis.

Und jetzt lassen wir den Mann ohne Sprache an seinem Ort in Ruhe und kehren zurück in unsere Welt.



Sajn

Im Sommer 2021 wurde ich im Rahmen meiner Recherchen für den Roman, an dem ich arbeitete, zu einer Höhlengrabung nach Galiläa eingeladen, auf der Suche nach prähistorischen Menschen. Ich flog von Berlin dorthin und war eine Woche lang zusammen mit den Prähistorikern in einem Kibbuz untergebracht. Keiner dieser Forscher nannte mich bei meinem Namen. Schon bald entdeckte ich, dass ich in allen Listen der Ausgräbertruppe als „der Schriftsteller“ geführt wurde.

Am letzten Tag der Grabung – die Aussichten etwas zu finden schienen gleich null – entdeckten wir in einem der abgelegeneren Grabungsquadrate ein Skelett. Jemand hatte diesen Menschen vor mehr als 50000 Jahren hier beerdigt. Sein Schädel muss schon damals entfernt worden sein. Vielleicht hatte ein Tier ihn ausgegraben, um sein omega-3-reiches Hirn zu fressen, vielleicht war der Schädel im Rahmen eines Rituals abgetrennt worden. Man weiß es nicht. Wie dem auch sei, der Unterkiefer war noch am Skelett, und in ihm lag das Zungenbein. Dieser kleine Knochen hatte im Hals des vorzeitlichen Menschen geschwebt und ihm ermöglicht, zu sagen, was in seinem Herzen war.

Als wir das Skelett in der Höhle in Galiläa entdeckten, zündeten wir kein Feuerwerk; es gab auch keine großen Feiern wie an jenem Tag in den Siebzigerjahren, an dem man in Äthiopien das bekannte Skelett „Lucy“ gefunden hatte.

Absolute Stille herrschte in der Höhle in Galiläa. Als ich mich hinunterbeugte und das Skelett betrachtete, hörte ich, wie eine der Archäologinnen einen Vers aus den Psalmen murmelte: „Der Mensch, wie Gras sind seine Tage, so wie des Feldes Blume blüht er; geht der Wind darüber hin, ist sie nicht mehr, und ihre Stätte kennt sie nimmer mehr.“

Nach der Grabung fuhr ich, bevor ich nach Berlin zurückkehren würde, zu meinen Eltern nach Tel Aviv. Meine Beine führten mich wie mechanisch an den Ort, der in meiner Jugend mein Zimmer gewesen war.

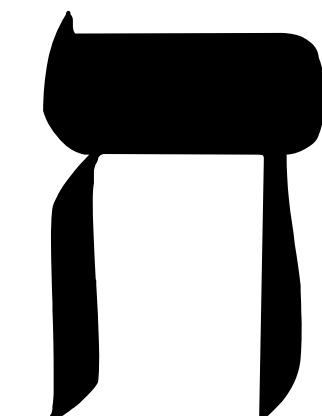
Vor Jahren schon, nachdem ich aus dem Haus gegangen war, hatten meine Eltern die Tür meines Zimmers zumauern lassen und in die Wand zwischen meinem Zimmer und ihrem Schlafzimmer eine neue Tür geschlagen und schließlich auch noch die beiden Fenster meines Zimmers zugemauert, wie man die Augen eines Toten schließt. Danach hatten sie an den Wänden Regale hochgezogen. Damit war aus meinem Jugendzimmer ein Schrankzimmer geworden.

Dort zog ich mich nun ganz aus und legte mich im Dunkel dieses Schrankzimmers kurz auf den Boden. Bevor die Träume mich mit sich nahmen, dachte ich noch über den hebräischen Ausdruck „zu seinen Vätern versammelt werden“ nach.

Meine Mutter weckte mich. Ich sprang auf, ging duschen, und dann setzten wir uns zusammen ins Wohnzimmer. Es war ein sehr privates Gespräch, doch die ganze Zeit beleuchtete uns die Smart-Home-App von Google. Meine Mutter sagte dem Googlesystem, das Licht in der Küche zu löschen und das im Wohnzimmer anzuschalten. Sie sagte dem Ofen, er solle unser Abendessen warm machen. Danach bat meine Mutter das Smart-Home-System, ein fröhliches Lied für uns zu spielen. Die App spielte einen Song mit dem Titel „Fröhliches Lied“. Da befahl sie dem Google-System, den Song abzuschalten. Er ging ihr auf die Nerven.

Auch ich wollte dieses Smart-Home-System benutzen. Ich fragte: „Hi, Google, welche Verpflichtungen hat ein Sohn gegenüber seinen Eltern?“

„Ein Sohn muss seine Eltern ehren“, war die vorhersehbare Antwort des Systems. Doch dann fuhr es fort: „Ein Sohn muss seinen Eltern Dinge beibringen, die sie nicht kennen. Am Ende ihrer Tage muss der Sohn dafür sorgen, dass es für seine Eltern einen Platz auf der Welt gibt, den sie ihr Zuhause nennen können.“



Chet

Menschen schleppen ihre Eltern mit sich von einem Ort zum andern. Sie schleppen ihren Geiz. Ihr Schweigen. Ihr Vergessen. Sie schleppen ihr Altwerden in den Mundwinkeln und den Augen. Sie sind voll von ihren Eltern – von beiden Seiten. Schleppen das ganze Alter der Eltern – von beiden Seiten zusammen. Die Erde, auf der sie

gingen. Die Häuser, in denen sie wohnten. Die Sprachen, in denen sie gelebt hatten wie in einem Nest.

Menschen werden nach und nach zu Eltern ihrer Eltern. Zweimal, viermal, unzählige Male. Ein endloses Werden. Dies ist die Rückkehr in den Mutterschoß.

Moshe Sakal, geboren 1974 in Tel Aviv, lebt heute in Berlin und ist Schriftsteller. Zuletzt erschien in Israel sein Roman „Einhorn“.

Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer.